Robert Rebitsch, Die Englisch-Niederländischen Seekriege, Wien [u. a.]: Böhlau 2014, 375 S., EUR 29,90 [ISBN 978-3-205-79470-7]

Besprochen von **Martin Meier**: Warin, E-Mail: Martinmeier05@aol.com

DOI 10.1515/mgzs-2015-0026

Die Englisch-Niederländischen Seekriege (1652–1654; 1665–1667; 1672–1674) bilden einen von der deutschen Forschung vernachlässigten Themenkomplex. Insofern scheint es bedauerlich, dass überwiegend englischsprachige und niederländische Autoren Zugang zu jenem bedeutenden Konfliktherd fanden und finden.

Angesichts einer fehlenden deutschen Grundlagenforschung bleibt nachvollziehbar, warum Robert Rebitsch in seiner verdienstvollen Überblicksdarstellung gänzlich auf die Auswertung ungedruckten Quellenmaterials verzichtet und dem deutschen Leser lediglich den internationalen Forschungsstand und das Kriegsgeschehen vermittelt. Die gut lesbare Darstellung gliedert sich in acht wesentliche Abschnitte, in denen zunächst den Ursachen, dann den militärischen Rahmenbedingungen, den operativen und taktischen Abläufen und schließlich den Friedensschlüssen nachgegangen wird. Eine kurze Beschreibung gegenwärtiger Erinnerungskultur und ein Exkurs zum vierten Englisch-Niederländischen Seekrieg (1780–1784) beschließen die handliche Monografie. Der Zugang zum

Text wird durch ein Personenregister und eine einfache, jedoch zuverlässige Karte erleichtert.

Die Ursachen des etwa dreißig Jahre währenden Kampfes erörternd, legt Rebitsch die Bedeutung ökonomischer, kultureller, konfessioneller und sozialer Faktoren dar. Die Generalstaaten bildeten Mitte des 17. Jahrhunderts ein Zentrum europäischer Kultur, dessen Produkte europaweit, so auch in England, ausgiebig rezipiert wurden. Die großen Handelsgesellschaften Verenigde Oostindische Compagnie (VOC) und die West-Indische Compagnie (WIC) beherrschten den Asien- und Amerikahandel. Das politische System besaß vor allem für bürgerliche Kräfte in England vorbildhaften Charakter. Außenpolitisch waren die Niederlande ein angesehener und kaum von Konflikten berührter Partner, England hingegen eine international isolierte Macht, deren »Staatsträger als Königsmörder geächtet, jedoch aufgrund seiner militärischen Kapazitäten zu Land und in der Folge auch zu Wasser gefürchtet« (S. 29) wurden. Konfessionell stellten die Niederlande sich keineswegs so homogen dar, wie dies oft angenommen wurde. Nur etwa ein Drittel der Einwohner war calvinistischer Konfession. An der Bedeutung des Calvinismus für den ökonomischen Aufstieg lässt Rebitsch dennoch keinen Zweifel.

In England kam mit dem Sturz der Monarchie und der Enthauptung Charles' I. 1649 der Kampf zwischen parlamentarischem und royalistischem System zunächst zum Erliegen. Die somit erlangte innere Stabilität öffnete den Weg zur außenpolitischen Expansion. Gerade die enge Verflechtung des englischen Rumpfparlamentes (Rump), das zunächst nur noch aus dem Unterhaus bestand, mit bedeutenden Handelshäusern gaben diesem Machtstreben eine überwiegend ökonomische Note. Das Rump führte England in den ersten Seekrieg mit den Niederländern (1652–1654). Den enormen wirtschaftlichen Aufstieg in der zweiten Jahrhunderthälfte verdankte England sowohl seiner boomenden Hüttenindustrie als auch dem Überseehandel.

Den neuen Konkurrenten betrachteten niederländische Händler mit Argwohn, obgleich auch profitable Geschäfte mit den Insulanern abzuwickeln waren. Ein wichtiges ökonomisches Spannungsfeld bildete zudem der Heringsfang. In beiden Ländern kam diesem Wirtschaftszweig erhebliche Bedeutung bei der Nahrungsmittelversorgung zu. Somit konkurrierten sie um Fischgründe. Die Fangflotten wurden von Kriegsschiffen geschützt und die gegenseitige Beschlagnahme der Fracht war keine Seltenheit.

Werden beide Länder dann hinsichtlich ihrer militärischen Leistungsfähigkeit vor Ausbruch der Kämpfe verglichen, so schlägt auch hier das Pendel zugunsten der Generalstaaten aus. England bot kaum Innovationen und besaß nur geringe Heereskräfte. Andererseits verweist Rebitsch auf das enorme Rekrutierungspotenzial. Etwa 85 000 Engländer, Waliser und Schotten sammelten als Söldner in der ersten Jahrhunderthälfte militärische Erfahrungen in den kriegeri-

schen Auseinandersetzungen auf dem Kontinent. Unter dem Rump Parliament wurde es so möglich, relativ rasch die eigenen Streitkräfte zu professionalisieren. Das Heer spielte jedoch kaum eine Rolle in den Seekriegen. Lediglich im dritten Seekrieg kam es zu Landoperationen.

Neben konfessionellen, ökonomischen, politischen und militärischen Betrachtungen zur Ausgangssituation spürt Rebitsch auch den Folgen des im 17. Jahrhundert stark forcierten Globalisierungsprozesses nach. Hierbei spekuliert er mit angemessenem Augenzwinkern, ob man denn nun auch die Seekriege als ersten Weltkrieg betrachten könne. Lange hält sich der Autor hiermit nicht auf und verdeutlicht, dass es sich zwar um einen weltumspannenden Konflikt zweier »seaborn empires« gehandelt habe, es jedoch nicht um dauerhafte Integration erobelter Gebiete in das Verfassungs- und Rechtssystem beider Staaten gegangen sei.

Die Seekriegführung unterlag im Laufe des 17. Jahrhunderts einem elementaren Umbruch. Der schnelle Aufwuchs der Flottenstärken bedingte eine Änderung der Kampfweise. Da nunmehr bis zu achtzig Schiffe zeitgleich in der Schlacht operierten, musste die Koordination der Kräfte den deutlich komplexeren Führungsansprüchen Rechnung tragen. So setzten beide Kontrahenten auf die Einführung der »Kiellinie im Winde«. Hierbei segelte der Verband geschlossen unter Führung eines Flaggschiffes möglichst parallel zum Gegner, um die Wirkung der Breitseite voll zu entfalten. Bis zum dritten Seekrieg perfektionierten gerade die Engländer diese Kampftechnik, während die Niederländer nach wie vor zur Auflösung der Gefechtslinie, dem Einzelgefecht aus vorteilhafter Luvstellung mit anschließendem Entern neigten. Auf längere Sicht blieb das englische Verfahren erfolgreicher. Dem Vorgehen beider Parteien ist gemein, dass sich der Verband grundsätzlich den taktischen Vorgaben des jeweiligen Flaggschiffes anzupassen hatte. So gewannen die Niederländer im ersten Seekrieg nur eine einzige Schlacht (Dungeness, 30. November 1652) durch massive Überlegenheit. Hier verfügte Maarten Tromp über 88 Schiffe, sein englischer Gegner Blake über gerade 42.

In England rief die Niederlage erhebliche Eingriffe in Verwaltung und Organisation der Marine sowie scharfe Strafen gegen die Verantwortlichen hervor. Die rasche Umsetzung rigoroser Reformen führte schnell zum militärischen Erfolg. Bereits im zweiten Seekrieg dehnte sich der Operationsraum deutlich aus. So fand er nicht nur seine Ursache in dem forschenden Auftreten niederländischer Ostindienfahrer und der den Engländern hieraus erwachsenden Konkurrenz. Auch der Anlass zum neuerlichen Waffengang lieferte ein Vorfall in Übersee. Der zur Sicherung englischer Interessen in das Gebiet von Gambia und Guinea entsandte Abenteurer Robert Holmes eroberte mehrerer Forts der WIC und verübte hierbei schwere Kriegsverbrechen an den in Gefangenschaft geratenen Niederländern. Im

August 1664 eroberte Richard Nicholls Neu-Amsterdam (New York) und versuchte, die Neu-Niederlande dem englischen Kolonialreich einzuverleiben.

Die wichtigste Begegnung beider Kontrahenten stellt die Vier-Tage-Schlacht vom 11. bis 14. Juni 1666 dar. Glaubten die Engländer doch aufgrund ihrer Erfolge im ersten Seekrieg auch mit einer quantitativ deutlich überlegenen niederländischen Flotte fertig zu werden, so wurden sie in der Vier-Tage-Schlacht eines Besseren belehrt. Ihr Gegner hatte dazugelernt und erwies sich bereits am ersten Tage als gefechtstechnisch überlegen, zumal die Engländer die stärkere Feuerkraft ihrer Schiffe aufgrund ungünstiger Windverhältnisse nicht wirksam einsetzen konnten. Am dritten Tag gelang den Niederländern unter de Ruyter die Versenkung des Flaggschiffes eines großen englischen Verbandes, der jedoch, in höchste Bedrängnis geraten, von Rupert entsetzt werden konnte. Zehn Schiffe verlor die englische Flotte dennoch. Admiral Georg Ayscue geriet in niederländische Gefangenschaft. Dies alles schildert Rebitsch plastisch unter Nutzung zahlreicher kurzer, zeitgenössischer Zitate.

Die von Frankreich unterstützten Niederlande behielten im zweiten Seekrieg die Oberhand. Revanche nahm England im dritten Seekrieg. Mit Frankreich durch den Vertrag von Dover (1670) verbündet, griffen beide Staaten die Niederlande 1672 an. Mit dem Frieden von Westminster endete auch diese Auseinandersetzung ohne endgültige Entscheidung des mehr als zwanzig Jahre währenden Machtkampfes.

Das Gewicht der Darstellung verschiebt sich im Laufe der Studie deutlich. Behandelt Rebitsch zunächst beide Konkurrenten paritätisch, wird vor allem in der Beschreibung des Kriegsverlaufes die Dominanz des englischen Blickwinkels auffällig. Während den Vorgängen im englischen Parlament viel Aufmerksamkeit zuteil wird, geht Rebitsch auf die innenpolitische Lage in den Niederlanden nur in recht brisanten Situationen und einschneidenden Ergebnissen, wie im Krisenjahr 1672, näher ein.

Rebitschs Abhandlung besitzt überwiegend deskriptiven Charakter. Er beschreibt den aktuellen Forschungsstand und historische Handlungsabläufe. Auch wenn dies sein erklärtes Ziel ist, wäre es doch wünschenswert gewesen, an der ein oder anderen Stelle aktuelle Forschungsergebnisse kritisch zu hinterfragen und eigene Interpretationen anzubieten. So scheint beispielsweise überdenkenswert, dass Europa, Amerika und Afrika tatsächlich einen Raum darstellten, der »immer mehr als zusammenhängender, übernationaler Interaktionsraum von Menschen und Märkten als Raum wechselseitigen Kulturtransfers für alle drei Kontinente und einer weitreichenden Vernetzung« (S. 86) gesehen werden kann oder ob nicht ein ebenso dichtes Beziehungsgeflecht zu Asien bestand, also die gesamte bewohnte Welt zunehmend als Spielfeld global agierender Mächte gesehen werden kann beziehungsweise sogar muss. Etwas erschwerend wirkt auch

die scharfe Trennung der Kriegsverläufe von den Friedensverhandlungen und -abschlüssen, die erst am Ende des Buches beleuchtet werden. Der Abschnitt über die englische Flottenrüstung in den 1630er und 1640er Jahren könnte kürzer gefasst sein. Hier verarbeitet Rebitsch eigene ältere Studien. Dies sind jedoch Marginalien, die den Wert der gelungenen Überblicksdarstellung in keiner Weise mindern.